Wo Nietzsche war, sollte Freud werden

Und Schopenhauer konnte manchmal vermitteln: Günter Gödde beschreibt einen Mittelweg für die Entstehung des „Unbewussten“

Die Theorie des Unbewussten ist eines der unabdingbaren Wesenselemente der Psychoanalyse. Sie ist dies so sehr, dass das Wort „das Unbewusste“ mit dem psychoanalytischen Verständnis der Sache „das Unbewusste“ identisch scheint. Wer von „Unterbewusstsein“ spricht, tut unmittelbar kund, dass er bewusst von etwas anderem spricht – oder nicht weiß, wovon er spricht.

Die starke Position dieser Teiltheorie, der zweifellos eine Schibboleth-Funktion zukommt – an ihr scheiden sich die Geister, insbesondere die philosophischen –, verführt indes leicht zu einer rückblickenden Verfälschung der Geschichte. Man ist nur allzu sehr bereit, den psychoanalytischen Neubeginn mit einer Art Geburt der Psychoanalyse aus dem selbstanalytisch erprobten Geiste ihres Schöpfers gleichzusetzen – zumal dann, wenn die aktuelle historische Betrachtung allzu sehr auf eine Relativierung und Minimierung der Freudschen Leistungen hinausläuft, wie dies etwa in den neueren Arbeiten zur Psychobiologie der Fall ist (Stichwort: Psychodarwinismus).

Es gilt einen vermittelnden Weg (keinen Mittelweg!) zu finden zwischen einer internen Geschichte der Psychoanalyse, die stets in der Gefahr steht, ihre Gründungsakte zu überhöhen und Hagiographie zu betreiben, und einer allgemeinen Geschichte der Wissenschaften oder der Diskurse, die an der Entstehung der Psychoanalyse beteiligt waren. Und nicht zuletzt geht es um das Verhältnis von Psychoanalyse und Philosophie. Das 19. Jahrhundert ist das Zeitalter der Ablösung der Human- und Sozialwissenschaften von Geist und Methode der Philosophie. Freud hat die Psychoanalyse stets als eine Erfahrungs- und Beobachtungswissenschaft begriffen und sich als Empirist und Positivist verstanden.

Was Günter Göddes Buch leistet, ist genau jene Integration von Vorgeschichte und Geschichte der Psychoanalyse, von innerer und äußerer Betrachtung, die es braucht, um jede voreilige Reduktion der psychoanalytischen Theorie zu vermeiden. Die Theorie des Unbewussten erweist sich weit weniger als der monolithische Block, für den sie angesehen wird. Vielmehr lassen sich bei Freud selbst an den werkgeschichtlichen Etappen der Theorie des psychischen Apparates und des Triebes unterschiedliche Integrationen, teils auch Vermischungen der drei großen Kc zeptionen des Unbewussten festmachen, die in der Vorgeschichte der Psychoanalyse bestimmend waren: Gödde unterscheidet die Konzeption eines „kognitiven“ Unbewussten (von Leibniz bis Helmholtz), eines „vitalen“ Unbewussten (Herder, Goethe, Schelling, Carus) und eines „triebhaft irrationalen“ Willens (Schelling, Schopenhauer, von Hartmann, Nietzsche). Freuds eigene Entwicklung wird von Gödde als Erweiterung eines kognitiv verstandenen Unbewussten (unbewusste Gedanken!) durch vitale und triebhaft irrationale Elemente dargestellt, die schließlich in der Theorie des Todestriebs, der Konzeption des Es und der zunehmenden Betonung einer irreduziblen Destruktivität zu einem konzeptionellen Umbruch führte.

Dies wird von Gödde sehr plausibel dargestellt, beinhaltet aber eine Orientierung an einem sehr allgemeinen Bild der Freudschen Psychoanalyse, das die nachfreudianischen Revisionen und Auseinandersetzungen nahezu unbeachtet lässt. Um anzudeuten, was dabei auf dem Spiel steht: Lacan (der mit seiner „strukturalen Psychoanalyse“ im Buch ganz beiläufig eingeordnet wird, doch bereits im ansonsten soliden Personenregister fehlt) hat alles dafür getan, um die Dimension eines triebhaft irrationalen Unbewussten wieder aus der psychoanalytischen Theorie zu entfernen, ohne dabei eine der Etappen der Freudschen Triebtheorie auszuschließen. Doch da der Schwerpunkt des Buches weniger auf der innertheoretischen Auseinandersetzung der Psychoanalyse als auf einer „Genealogie“ ihrer Grundkonzepte liegt, ist dies bestenfalls als Einwand gegen eine Lektüre des Buches zu verstehen, die verkennt, wie hier das Aktuell-Theoretische in der Schwebe gehalten ist.

Großen Raum nehmen die Beziehungen von Schopenhauer zu Freud und von Nietzsche zu Freud ein, wobei sich Gödde auf eine Vielzahl neuerer Untersuchungen stützen kann, nicht zuletzt auf die Studie von Reinhard Gasser, *Nietzsche und Freud* (siehe *SZ* vom 28./29. 3. 98), die er angemessen würdigt. Angesichts einer Arbeitsweise, die mehr auf Großfresken abzielt, kann Gödde der von Gasser durchgeführten wechselseitigen Durchdringung der theoretischen Optionen von Nietzsche und Freud en détail wenig hinzufügen. Insgesamt aber gelingt ihm so etwas wie eine Triangulation Schopenhauer-Nietzsche- Freud, in der sich für manchen Bezug zwischen Freud und Nietzsche, der sich nicht auf direkte Rezeption zurückführen lässt, der von Freud weniger massiv verweigerte Schopenhauer als vermutlich gemeinsame Wurzel erahnen lässt. Wie überhaupt Gödde jene Denker an Kontur gewinnen lässt, die wesentlich das 19. Jahrhundert beherrscht haben und mit ihm trotz ihres damaligen Erfolges weitgehend vergessen wurden: Johann Friedrich Herbart, Carl Gustav Carus, Eduard von Hartmann, um nur die Wichtigsten zu nennen. HANS-DIETER GONDEK

GÜNTER GÖDDE: *Traditionslinien des „Unbewussten“. Schopenhauer – Nietzsche – Freud. Edition Diskord, Tübingen 1999. 656 Seiten, 78 Mark.*